

verurteilt. Nach Verbüßung seiner Strafzeit wurde er im September 1827 per Schub in seine Heimatstadt Wunsiedel gebracht. In einem Begleitschreiben wird er als ein „äußerst verworfener Pursche“ bezeichnet, der „wiederholt polizeiliche Korrekturen erhalten mußte“ wegen „Komplottmachung“ und „Widersetzung gegen das Aufsichtspersonal“.

Es überrascht, daß seine drei Stiefschwäger in Wunsiedel (einfache, aber geachtete Bürger) sich ohne Einwände sofort bereit erklärten, ihn bei sich aufzunehmen, und daß der rechtskundige Magistratsrat Landgraf sich in mehreren Schreiben große Mühe gab Holzschuhers verloren gegangene Papiere wieder herbeizuschaffen. Unter diesen verloren gegangenen Papieren befand sich nach Carl Holzschuhers eigenhändiger Aufzählung auch „ein Attest des kgl. Advokaten Dr. v. Holzschuher in Nürnberg“. Über den Inhalt dieses Attests geht aus der Aufstellung allerdings nichts hervor.

Im November 1827 hatte Carl Holzschuher wieder eine Anstellung als Schreiber gefunden. Im März 1828 teilte er dem Magistratsrat Landgraf mit, daß er in 14 Tagen zu seiner Mutter nach Odessa zu reisen gedenke. Weiteres ist von ihm nicht bekannt. (Alles St. A. Wuns. Akt XXIV/72)

Sicher war Carl Holzschuhers Geschick nicht ohne Einfluß auf das Leben und die Anschauungen seines Bruders Heinrich.

### Nachbemerkung der Schriftleitung:

Die Erstveröffentlichung dieses Beitrags ist in der Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 36/1967, S. 39 – 65 erfolgt. Dort findet sich auch der wissenschaftliche Apparat. Wir danken der Autorin und dem Verein für bayerische Kirchengeschichte, Nürnberg (Archivdirektor Dr. Baier) für die Abdruck-erlaubnis.

Klaus M. Höynck

## Hier hat das Christkind ganzjährig «Konjunktur»

*Seit 40 Jahren: Private Glasbläser-Werkstatt im Naturpark Haßberge*

Meist sprichwörtlich „zerbrechlich“ wie das sensible Glück: So ist Glas als hauchzarter Werkstoff. Einst orientalische Kostbarkeit gilt es heute als universelles Material, ohne das auch die moderne High-Tech-Industrie nicht mehr auskommt. In den fränkischen Haßbergen hat Glas zudem ganzjährig (Sonder-) Konjunktur.

Nassach? Gleich der erste Eindruck stimmt erfreulich, wenn man über Berg und Tal via Maßbach, Stadtlauringen, Wetzhausen und

dem unterfränkischen Hofheim das adrette Fachwerkdörfchen am grünen Saum des Naturparks erreicht hat: himmlische Ruhe, klare und reine Luft, weit abseits der großen Verkehrswege, wo sich Fuchs und Has' noch ungestört gute Nacht sagen können – daß es so etwas noch gibt? Und doch herrscht hier zwölf Monate lang emsiges kunsthandwerkliches Treiben im Dienste des Christkinds und seines weihnachtlichen Erfolges. Denn der Nassacher Glasbläser Alfred Raspl kennt in seiner Werkstatt (fast) keine Atem-Pause.



Fast keine Atem-Pause kennt der Glasbläser Alfred Raspl aus Nassach im unterfränkischen Naturpark Haßberge: Sein mundgeblasener Weihnachtsschmuck hat das ganze Jahr über „Konjunktur“ bis nach Übersee.  
Foto Klaus M. Höyneck

Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter: Alfred Raspl produziert seinen handgefertigten Weihnachtsschmuck längst „saisonunabhängig“ – nach klassischen Mustern, aber auch individuellen Vorlagen, die meist schon ein Jahr im voraus sorgsam erarbeitet werden. Das Hauptgeschäft wird dann über einschlägig erfahrene Großhändler für die traditionsreiche Nürnberger Spielwarenmesse im Februar abgewickelt, stets ein wichtiger Gradmesser für den Erfolg einer ganzen Jahresproduktion. Letzteres vor allem in Zeiten wachsender Konkurrenz aus osteuropäischen Billiglohn-Ländern wie Tschechien und Polen, Alfred Raspl: „Da müssen wir selbst mit unseren kunsthandwerklichen Spitzenzeugnissen bei den Preisen moderat sein.“

Im kleinen, hell erleuchteten Präsentationsraum glitzert, flimmert, glänzt und strahlt es nur so, daß es eine wahre Augenweide ist. Alles, was fränkisches Weihnachtsflair so heimelig-vertraut und festlich zugleich

macht, ist hier fein säuberlich sortiert zu fragilen, formenreichen Schmuckelementen: Glaskugeln aller Größen und Transparenz – bis hin zur prachtvoll dekorierten Winterlandschaft in stark deckenden Farben auf blauem Hintergrund; aber auch goldene und silberne Vögel und Nüsse, fröhliche Weihnachtsmänner, zierliche Glöckchen, leuchtende Herzen und schlanke Eiszapfen aus gläsernen Dreikantstäben verlassen Alfred Raspls Mini-Werkstatt „en gros“ und „en detail“ – vielfach noch bunt bemalt unter den kunstfertigen Händen seiner Frau Erika, die Alfred Raspl 1957 als Glasbläserin in einem Christbaumschmuck-Zweigbetrieb der Münnerstädter Glaswarenfabrik in Hohn bei Bad Bocklet kennengelernt hatte.

1936 in Nassach geboren und aufgewachsen, ließ sich der Landwirtssohn schon frühzeitig durch seinen Onkel Hermann Weichsel vom Zauber der zerbrechlichen Kristallschöpfungen faszinieren. Als der Glasbläser



Alfred Raspls Ehefrau Erika hat sich in der kleinen Familien-Glasbläserei in den Haßbergen auf die Bemalung des Christbaumschmucks spezialisiert. Foto Klaus M. Höyneck

aus Thüringen Anfang der 50er Jahre mit seiner Familie in den Westen kam und in Nassach eine neue Werkstatt gründete, hatte er in seinem 15jährigen Neffen gleich einen tüchtigen Lehrling. Drei Jahre lang genoß Alfred Raspl die exzellente Ausbildung, dann folgte er seinem Onkel, der als Betriebsleiter in die Hohner Weihnachtsschmuck-Filiale der Münnerstädter Glaswarenfabrik berufen worden war, an dessen neue Wirkungsstätte: „Dort habe ich fachlich sehr viel hinzulernen können.“

Heuer sind es genau vierzig Jahre her, daß Alfred und Erika Raspl in ihrem Heimatort Nassach ihre eigene Glasbläserei etablierten. Dort demonstriert der 62jährige noch immer täglich vor einer über 700 Grad heißen Gasflamme sein großes handwerkliches Geschick, sein künstlerisches Einfühlungsvermögen und seine routinierte Kenntnis stets wechselnder Geschmackstrends im globalen Konsumentenmarkt, der die gläsernen Weih-

nachtsengel aus dem unterfränkischen Nassach sogar bis nach Übersee ausschwärmen läßt.

Dabei sind es vor allem die „freigeblasenen“ Glas-Kreationen, welche die schöpferische Phantasie des Künstlers herausfordern – bis hin zu geheimnisvoll schillernden Kugeln aus farbenprächtigem Glasgranulat. Letzteres wird zunächst auf den Glaskolben aufgetragen, dann eingeschmolzen und erst danach zur gewünschten Form „aufgeblasen“. Faszinierende Perlmutter-Effekte erzielen auch „versilberte“ Weihnachtskugeln, die anschließend grundlackiert und individuell bemalt werden; Farben mit hohem Leimanteil erlauben sogar noch eine zusätzliche „Bestäubung“ mit Glimmer.

Einen direkten „Hof“-Erben hat Alfred Raspl freilich nicht – seine Tochter Sibylle heiratete einen Kaminkehrer. Aber der zählt ja auch, wie man weiß, zu den traditionellen Glückssymbolen...

## Die Bibel in Mundart

Die ganze fränkische Region übersetzt das Lukas-Evangelium in ihre Mundart. Ein Unternehmen, das es in dieser Form noch nicht gegeben hat, das aber auch die Frage aufwirft, ob die Heilige Schrift durch die Übertragung in ihrer Würde beschädigt wird.

In der Adventszeit des Jahres 1916 übersetzte Ludwig Thoma die von dem Evangelisten Lukas geschriebene Weihnachtsgeschichte in oberbayerische Mundart. Er hielt sich nicht streng an den Urtext, baute bei der Herbergssuche kurzerhand typische Wirtshausnamen aus Oberbayern ein, so daß am Ende die Geschichte von der Geburt Christi nicht im fernen Bethlehem stattzufinden schien, sondern „unter unserem Himmel“. Thoma nannte seine Weihnachtsgeschichte „Heilige Nacht“, und die Botschaft ist, vielleicht gerade weil in Mundart gesprochen, bis auf den heutigen Tag anrührend.

Wenn beispielsweise ein Handwerksbursch Maria ein Stück des Weges trägt und dafür einen Logenplatz im Himmel direkt neben dem lieben Gott erhält oder wenn Josef zu Maria spricht, daß die Guadheit jede Sach' g'ring macht“. Erster Sprecher der „Heiligen Nacht“ war übrigens Bertl Schultes, der Ludwig Thoma noch gekannt hat. Viele Volksschauspieler aus Bayern haben die „Heilige Nacht“ nach Schultes noch gesprochen, und bis heute zählt sie zum Standardprogramm des Bayerischen Rundfunks an Heilig Abend, zählt sie aber auch zum unverzichtbaren Programmteil der Weihnachts- oder Adventsfeiern von Unterfranken bis Oberbayern. Anders als die Oberbayern oder die Norddeutschen haben sich die Franken lange Zeit schwer getan, einen besonderen Stolz auf ihren Dialekt, ihr Brauchtum zu entwickeln. Die gesamte Bibel und die Liturgie wurden bereits ins Plattdeutsche übersetzt, und auch die Pfälzer und die Hessen wagen sich in ihrer Mundart an Evangelisten. Dies war der letzte Anstoß für Pfarrer Hartmut Preß (Hallstadt), den Evangelisten Markus ins Fränkische zu übersetzen.

### *Ein Kassenschlager*

„Obdä Jesus hjot gsoch“ wurde für einen Mundartband ein Kassenschlager mit über 10 000 verkauften Exemplaren. Vom Erfolg ermuntert, wagte er sich nun an das viel umfangreichere Lukas-Evangelium, weil er, wie er sagt, „die Franken ein weiteres Stückchen mündiger in ihrer Muttersprache, in ihrer Mundart machen will“.



Pfarrer Hartmut Preß mit seinem Mundartband „Obdä Jesus hjot gsoch“. Foto: Kiefer

Diesmal geht der Pfarrer aus Hallstadt aber einen anderen Weg. Das Markus-Evangelium hat er als Alleinautor in sein Fränkisch des Nürnberger Raumes übersetzt. Jetzt schreibt er zwar im ersten Teil des Buches den Lukas auch in seinem „Frängisch“, im zweiten Teil kommen aber über 80 Autoren aus ganz Franken in Teilpassagen zu Wort.

Die 24 Kapitel des Evangeliums wurden in 47 Abschnitte aufgeteilt, von denen jeder im Durchschnitt 24 Verse bzw. Sätze enthält. Im